

Aus dem Leben einer Veteranin der bern. Lehrerinnen : Korrespondenz aus dem Amt Aarwangen

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **9 (1904-1905)**

Heft 9

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-310442>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie das Müetti seinen Christeli kommen sieht, allein, ohne Begleitung, da freut es sich, dass er nicht andere zöckt (mitschleppen); denn das würde es nicht tole (dulden). Schnell schaltet (Holz ins Feuer legen) es noch ein wenig, um sich nachher mit dem Kind abz'gä. Denn das Mittagessen ist fertig. Die Kartoffeln, sauber gcheistet und gut ghickt, sind gschwellt. Die Milch ist gwellt und der Spinat gnippet (gehackt) und abgschweizt. Auch im Söihafe soderet's und ploderet's.

Mit offenen Armen empfängt das Müetti nun seinen Christeli und müntschlet (küss) und ärfelet (umarmt) ihn nach der langen Trennung. Plötzlich gwahret es den verbundenen Finger. „Eh Christeli, was het's gä?“ fragt es besorgt. Christeli hatte seine Wunde ganz vergessen, aber jetzt schmirzt sie ihn wieder gar vaterländisch, und er fängt wieder an zu gränne. Wie ihm auch sein Müetti bidelet und bädelet, wie es ihm chüderlet und chlütterlet, wie es ihm christelet und chrättele, Christeli rauet sein Müetti nur an und räafet es ab, und es hat die grösste Mühe, ihn z'gschweigge.

„Was het o d'Lehrere gseit?“ fragt endlich das Müetti, das zwar nicht Anne Bäbi Jowäger heisst, aber das doch auch ganz der Meinung ist, es täte es dem Vikari sauft, den Christeli einmal anzuziehen (rühmend erwähnen (in der Predigt).

Der Wahrheit gemäss gibt Christeli Auskunft. Da tüecht es das Müetti, das förm si nüt (es sei unerhört), und fortan steht fest, d'Lehrere sig nienehalb so ne fini, aber rächt en unerchannti (grob). „He nusode“ (aber nicht: je nun, so denn) sagt es scheinbar gelassen zu Christelinn, dem zum Glück die bilderreiche Sprache der Mutter ein Rätsel ist, „mi muess d'Lüt la rede und d'Gens la gaagge“.

Nachmittags ist Arbeitsschule. Die Mädchen müssen lisme; die Arbeit ist aglitscht (angemascht) und muss regelrecht erfasst werden. Und möchten auch die Kleinen lieber sandele und steinele, grienele und härdele, möchten sie auch lieber das „Ditti“ goume und büttele, jetzt muss g'schaffet und gwärchet sein. Die einen haben schon daheim glehrt lisme und ihre Arbeit rückt ganz prächtig. Aber bei andern harzet es bedenklich. Sie verhürsche und verschmusle ihr Garn; sie chnüüble und chnupple an ihren „Lätschen“, sie chnorze und chnebele, sie paggle und surgle, biische und bärschte dazu zum Erbarmen. Ja, an der letzten Bank nüggelet und süggelet eins am Finger. Plötzlich fängt es an zu noule (nicken), gnepft i und pfluuset bis zum Schluss der Stunde. So ward es Abend, der erste Tag. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben einer Veteranin der bern. Lehrerinnen.

Korrespondenz aus dem Amt Aarwangen.

Das Glück — wenn man das Ereignis übrigens so nennen darf —, das 50jährige Jubiläum der Tätigkeit im Lehrstand zu erreichen und zu erleben, wird wohl den wenigsten Mitgliedern des Lehrstandes zuteil. Den meisten erlahmt die Kraft vorher, sie müssen ob gern oder ungern vom Schuldienst zurücktreten, andern erlauben glückliche Verumständungen, bei Zeiten sich einer andern, pekuniär lohnenderen Lebenstätigkeit zuzuwenden. In den meisten Fällen enthebt jedoch Freund Hain den Lehrer vor Erreichung der alten Tage, den

Bedrängnissen seines Erdenlebens und der verzweifelten Aussicht, den Rest seiner Tage in Not und Entbehrung verbringen zu müssen.

Es gehört zu den löblichen Gepflogenheiten der Kreissynoden und Konferenzen, das 50jährige Jubiläum eines Mitgliedes im engern Kreise der Kollegen und Kolleginnen festlich zu begehen, den Jubilaren ihre Glückwünsche darzubringen und sich gemeinsam mit ihnen zu freuen. Manchmal wird der Ehrentag durch Verabreichung eines Geschenkes verschönt oder eines Erinnerungszeichens in Form einer Gedenkschrift. So lesen wir in den Schulblättern das Jahr hindurch gelegentlich von solchen Jubiläen, und sicherlich freut sich jeder Leser im stillen mit dem Jubilar, auch wenn er diesen nicht persönlich kennt. Wenn diese Jubelfeier in seltenen Fällen für Lehrer angeordnet werden kann, so darf sie, wenn es eine Lehrerin betrifft, wirklich als Ereignis bezeichnet werden, das in den Fachblättern der Lehrerschaft gehörige Würdigung verdient, und dem die Schulblätter auch gerne die gebührende Beachtung schenken, sofern sie von den Korrespondenten hiervon Mitteilung erhalten. Sind solche Feiern für die Alten eine Ehre, so dienen sie den Jungen zur Lehre. Denn gewöhnlich geben solche festliche Tage den Jubilaren die passende Veranlassung, einen Rückblick auf ihre eigene Schulzeit zu werfen und die Verhältnisse zu beleuchten, wie sie sich vor 50 und mehr Jahren im Schulwesen gestaltet haben. Dabei fallen wohl auch Hinweise auf die prekäre Lage der Lehrerschaft in früheren Jahren, auf die himmeltraurigen Lohnverhältnisse, die überfüllten Klassen und den jämmerlichen Zustand der Schulhäuser, Schulzimmer und Subsellien. Wenn wir auch heute zwar noch keineswegs Ursache haben, uns der jetzigen Zustände im Schulwesen halber in die Brust zu werfen und zu rühmen, wie herrlich weit wir es gebracht, so darf den jungen Lehrer der ihm gebotene Vergleich zwischen einst und jetzt, doch einigermaßen mit Befriedigung erfüllen. Wenn er nicht von Eigendünkel eingenommen ist, so wird er all den frühern Berufsgenossen Dank wissen, die unter Entbehrungen, Leiden, Verfolgung und Missachtung mutig, aufopfernd und unentwegt für die Hebung und Besserstellung des Lehrerstandes gekämpft und gerungen und damit das ihre in guten Treuen beigetragen haben, der Lehrergeneration der Jetztzeit bessere Existenz- und Lebensbedingungen zu schaffen. So wirkt bei der jüngern Lehrerschaft ein solcher Rückblick auf das Leben eines Veteranen oft rückhaltiger, als ein wissenschaftlicher Vortrag aus irgend welchem Wissensgebiet.

Wenn je ein Mitglied der bernischen Lehrerschaft es verdient hat, mit Fug zu den Veteranen, zum Vertreter derjenigen gezählt zu werden, die Voss dem „eisernen Kerne der Vorwelt“ beizählt, so ist es sicherlich die alte Lehrerin von Aarwangen, Frau Marie Ernst, geb. Specht. In voller Rüstigkeit, noch im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte hat sie im August abhin ihr 82. Lebensjahr angetreten, fürwahr ein hohes Alter, wie es gewiss so wenigen ihrer Kolleginnen zuteil geworden und zuteil wird. Nahezu 60 ihrer Lebensjahre hat sie im Dienst der Schule verbracht. Die Kreissynode von Aarwangen hat es sich denn auch nicht nehmen lassen, in der Sitzung vom 2. Dezember 1891 das 50jährige Jubiläum der Tätigkeit der Frau Ernst als Lehrerin in einfacher Feier zu begehen. Denn wenn es schon an und für sich zu den Seltenheiten gehört, dass es einem Lehrer vergönnt ist, die Feier seiner 50jährigen Tätigkeit im Lehramt zu erleben, so muss dies in noch höherem Masse bei einer Kollegin der Fall sein, und schwerlich mögen je vorher noch seither die Annalen aus dem bernischen Lehrerleben von einem derartigen Ereignis Kunde gebracht haben.

Mit einigen sympathischen Worten hat der damalige Präsident des so seltenen Vorkommnisses gedacht und der Jubilarin zur Erinnerung an den festlichen Tag namens der Synode ein Zeichen mitgegeben, nicht ein an Geldwert schwerwiegendes zwar, sondern ein einfaches Gedenkblatt, dessen Inschrift in prägnanter Kürze ausspricht, was der Inhalt ihres arbeitsvollen Lebens gewesen ist:

„Du rangest nicht nach eitlen Kränzen,
Zu oft sind sie des Zufalls Spiel;
Nein, still zu schaffen, nicht zu glänzen,
War deines Lebens edles Ziel.“

An die Übergabe der Erinnerungszeichen fügte der Präsident den Wunsch bei, dass die Jubilarin noch recht viele glückliche Tage, ja Jahre erleben möge. Der Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Seit jenem 2. Dezember sind volle 14 Jahre verflossen, und noch steht die Greisin munter im Kreise ihrer Familie. Der interessanteste Teil der Feier bestand wohl in der gedrängten Darstellung ihres besonders in der Jugend und der Bildungszeit so wechselvollen Lebensganges, der natürlich die Aufmerksamkeit der Zuhörer in besonderer Weise auf sich zog. Diese Darstellung, wie sie schlicht und einfach von der Jubilarin verfasst worden ist, folgt hier unverändert. In ihrer schlichten Einfachheit spricht sie um so mehr an. Vieles freilich hat sie verschwiegen. Denn die lange Reihe der Lebensjahre ist keineswegs stets glatt und ruhig verlaufen. Bei der Summe von reichen Erfahrungen hat sich wohl auch ein vollgerüttelt Mass schwerer Sorgentage, bitterer Tränen und tiefgreifenden Herzeleides beigemischt. Das Leben hat ihr nicht nur Rosen blühen lassen, sondern ihr auch Dornen gezeitigt, die sie verwundet haben. Sie hat noch die alten Zeiten gesehen, für welche die jüngere Generation der Lehrerschaft wenig Sinn und Verständnis hat, Zeiten, da noch der Zopf allmächtig war, da es als Makel angesehen ward, wenn ein Einwohner einer Ortschaft, der doch mit den andern alle Leiden und Beschwerden zu tragen hatte, nicht Bürger des Ortes, des Kantons oder gar des Landes war, Zeiten, wo für Eingewanderte der Name „Landsass“ galt. Dieser Name folgte den Neuburgern überall hin wie der eigene Schatten und nistete sich sogar in die Legitimationsschriften, ja in die Patente und Lehrzeugnisse hinein. Frau Ernst hat noch die Zeiten erlebt, wo man vor versammelter Schulkommission, den Chorrichtern, Gerichtssässen und wie die Säulen der Gesellschaft damals betitelt worden sein mögen, eine Lehrerin volle andert-halb Tage lang im Fegfeuer des Examens herumtrieb, bis sie fähig erfunden ward, der ausgeschriebenen Stelle auf dem Dorfe als Erzieherin der Kinder mit Erfolg vorzustehen.

Doch geben wir der alten Lehrerin selbst das Wort.

Meine ursprüngliche Heimat ist Deutschland. Mein Grossvater Peter Specht aus Krondorf in der Pfalz kam als militärischer Flüchtling in der Mitte des 18. Jahrhunderts nach Grossaffoltern, etablierte sich da als Wagner und erwarb sich das Kantonsbürgerrecht um 50 Kronen. — Meine Eltern trieben Landwirtschaft; sie waren in Miete bei einem Bauern, der später sein Haus in Brand steckte. So kamen sie um ihre mit Mühe erworbene Habe, mit ihren zwei Kindern vermochten sie kaum das nackte Leben zu retten. Später erwarben sie sich durch Fleiss und Sparsamkeit ein eigenes kleines Heimweselein in Lyss. Von drei Geschwistern war ich das erste, geboren im August 1823. Gottlob, dass ich friedliche, stille Eltern besass, denen das Wohl der Kinder sehr am

Herzen lag. Das Strafamt übte die Mutter aus. Der Vater wehrte eher ab, wenn sie die Rute gebrauchen wollte. Wir hatten aber gleichwohl Respekt vor ihm, da er nur wenig Worte machte. Die Mutter hielt uns jederzeit zur Ehrlichkeit und Bescheidenheit an. Es war auch die Mutter, die mir den ersten Unterricht in Religion und Lesen erteilte. Sie erzählte vom nassen Jahre 1816 und der darauf folgenden Teuerung von 1817, von den Franzosen und den „Kaiserlichen“, sang ein Lied von den Schreckenstagen der Urkantone. Wie hörte ich da mit Aufmerksamkeit zu!

Mit dem sechsten Jahre trat ich in die Unterschule in Lyss ein; sie wurde geleitet von Lehrer Zweiacker, einem freundlichen, jungen Manne, dem die Schüler mit Liebe anhiengen. Durch Promotion kam ich nach zwei Jahren in die Oberschule, geleitet von Lehrer M., einem gestrengen Schulmeister, den ich entsetzlich fürchtete, wenn er seine birkene Peitsche schwang und bei den Buben über die Tische setzte. Meistens mussten wir täglich zweimal aus dem Heidelberger memorieren. Dabei waren wir in Kreise eingeteilt mit sogenannten Lehrschülern. Die hörten uns ab, und der Schulmeister machte den Gruppen seine Besuche. Dass ich eine solche Schule nicht lieb gewann, ist wohl begreiflich. Zu meiner grossen Freude durfte ich zu meinem Götti übersiedeln, Gerichtsäss Bucher in der Schafmatt, Gemeinde Grossaffoltern, in dessen Hause nebst Arbeitsamkeit gute Ordnung und gottesdienstlicher Brauch herrschte. Ich besuchte jetzt die gemischte Schule zu Ammerzwil, welcher ein tüchtiger Lehrer, Fink, vorstand. Da lernte ich nun mit Lust und Eifer. Der gute Lehrer verstand es, die Achtung und Liebe seiner Schüler zu gewinnen. Ich war recht glücklich in dieser Schule. In diese Zeit (Oktober 1836) fällt die Errichtung der Mädchenerziehungsanstalt im Kloster zu Rüeggisberg. Laut Publikation im Amtsblatt wurde fleissigen, fähigen Mädchen in Aussicht gestellt, Lehrerinnen zu werden. Ich wurde angemeldet und am 1. Februar 1837 begleitete mich der Vater nach Bern, wo ich dem Rüeggisberg-Boten übergeben wurde, der mich gleichen Tages in die Anstalt führte. Beim Eintritt in das Kloster empfing mich Herr Pfarrer Wenger. Als er mich fragte über Name, Schulort, Lehrer usw., mochte er gar herzlich lachen über die Tatsache, dass *Specht* zum *Fink* in die Schule gegangen und meinte, da werde ich wohl gut singen können. Die Vorsteherin der Anstalt war Jungfer Wetter von St. Gallen; sie erteilte auch nebst einer Anstaltslehrerin und dem Oberlehrer des Dorfes den Unterricht. Ich fühlte mich wieder recht glücklich. Nach kaum $\frac{3}{4}$ Jahren musste ich die mir lieb gewordene Anstalt für einige Zeit verlassen, kam nach Bern zu Lehrer Röthlisberger, der mir zu meinem künftigen Berufe vorbereitenden Unterricht gab. Nach $1\frac{1}{2}$ Jahren (1839) verliess ich Bern wieder und kehrte als Gehülfin beim Unterricht in die gleiche Anstalt zurück. — Im Frühling 1840 wurde ich admittiert. Im Mai trat Herr Räss, neuvermählt mit der Vorsteherin, als Leiter in die Anstalt ein. Er bereitete mich zum Patentexamen vor, welches ich im Herbst 1841 mit sieben Aspirantinnen bestand; vierzehn Tage darauf erhielt ich mit zwei andern das Patent. Examinatoren waren die Herren Pfarrer Boll und Seminarlehrer Arn. Jede wurde einzeln eine halbe Stunde lang in den Hauptfächern geprüft. Die Realien waren fakultativ; ich liess mich auch prüfen in Geschichte und Geographie. Ich blieb nun zwei Jahre bei einer angemessenen Besoldung in der Anstalt als Lehrerin. Im Herbst 1843 wurde die neuerrichtete Oberklasse für Mädchen in Aarwangen ausgeschrieben. Ich meldete mich als Bewerberin und hatte mich einer speziellen Prüfung zu unterziehen, die $1\frac{1}{2}$ Tage dauerte bei

einem Zimmer voll männlicher Zuhörer. Man interessierte sich um die neue Einrichtung, die unter schwierigen Verhältnissen zustande gekommen war. Examinator war Herr Pfarrer Frank in Langenthal als Schulkommissär; vormittags war das theoretische Examen, nachmittags das praktische mit einigen Mädchen der Oberschule. Das Examen währte von 8—11 und 1—5 Uhr. Die Mittagsstunde benutzte ich zum Aufsatz. Thema: „Wie ist das Ehrgefühl des Kindes beim Unterricht zu benutzen?“ Im Gesang, Geographie und Zeichnen prüfte Herr Oberlehrer Gerber, später Sekundarlehrer in Wynigen. Letzte Frage im Gesang: „Verwandtschaft mit C-dur?“ Hätte er über „moll“ weiter gefragt, wäre ich sicher stecken geblieben. Darauf Absingen einer Tabelle von Nägeli. Tags darauf hatte mich Fräulein Nötiger im Pfarrhause in den Handarbeiten zu prüfen. Das Examen um die Schule war weit schwerer als dasjenige um das Patent, und hätten mir Herr Gerber und Herr Pfarrer Nötiger nicht Mut eingeflösst, ich wäre am Abend zurückgetreten. Ich erhielt die Stelle und zog Ende Oktober 1843, erst 20 Jahr alt, in Aarwangen ein. Mit schwerem Herzen trat ich unter die 50 Schülerinnen, welche aus drei Schulen zusammengebracht waren, im Gefühl, der Schule nicht gewachsen zu sein. In den ersten Wochen besonders hatte ich bösen Stand. Beim Beginn der Schule lehnten sich mehrere Mädchen gegen das Zeichnen auf; der Vater habe gesagt, das Zeichnen nütze nichts, er gebe ihnen kein Geld mehr für Bleistifte und Papier. Diese Töchter mussten sich aber dem Beschluss der Behörde fügen. Später sahen sie den praktischen Wert des schönen Faches ein und gewannen es lieber. Die Leitung der Schule kam mir lange Zeit ungemein schwer vor, und ich musste mich mit grossem Fleiss in den Unterricht hineinarbeiten. Zu erwähnen sei eines Unrechts, das an den Kindern begangen wurde, nämlich die Morgenschule von 5—7 Uhr in den beiden Oberklassen, sowie sogar in der obern Mittelklasse. Da waren immer mehrere, die den Schlaf nicht erwehren konnten. Jetzt noch sprechen Frauen mit Erbitterung von jener unseligen Einrichtung, welche Herr Schürch einst eingeführt, aber später von Herrn Inspektor Staub wieder aufgehoben wurde. Meine mir so lieb gewordene Schule konnte ich behalten bis 1871, volle 28 Jahre lang. Mit dem neuen Schulhause wurde eine neue Klasse errichtet und hörte gleichzeitig auch die Geschlechtertrennung auf. Ich erhielt die Elementarklasse A bei der gleichen Besoldung. Bei Beginn meiner Wirksamkeit in Aarwangen bezog ich von der Gemeinde Fr. 200, Staatszulage Fr. 150 = 300 a. W. Nach und nach wurde die Besoldung ziemlich aufgebessert. So weh mir der Wechsel der Schule auch tat, so froh war ich bald darüber. Ich war und bin es bis zur Stunde noch, glücklich unter den Kleinen. Aus der Mädchenschule traten in die drei deutschen Lehrerinnenseminarien ein: 24 Aspirantinnen, welche alle als Lehrerinnen patentiert wurden.

Zur Ehre unserer Schulbehörden und der Gemeinde darf ich beifügen, dass ich mich ihrer Schulfreundlichkeit stets gefreut, dass die Behörden den Wünschen der Lehrerschaft nachgekommen sind und sie auch gegen ungerechte Angriffe schützten. Dem Allmächtigen kann ich nicht genug danken für die gnädige Durchhülfe und für die fortwährende Gesundheit; denn seit den Pocken, die mich im neunten Jahre auf das Krankenlager geworfen, litt ich an keiner ernstlichen Krankheit. Den verehrten Herren Kollegen und Kolleginnen wünsche ich von Herzen dauerhafte Gesundheit, dass sie mit gutem Mut im Amte verharren und mit Freuden das 50jährige Dienstjahr mit seinem Jubiläum erreichen möchten.
